

Jahresbericht des historischen Vereins vom Jahr 1867/68 : vorgetragen den 21. Juni 1868 in Biel

Autor(en): **Studer, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern**

Band (Jahr): **7 (1868-1871)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-370732>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jahresbericht des historischen Vereins vom Jahr 1867/68.

Vorgetragen den 21. Juni 1868 in Biel

von

Dr. Gottl. Studer, Professor.

Präsidenten des Vereins.

Hoch geehrte Herren,

Es werden Morgen gerade 16 Jahre sein, daß der historische Verein des Cantons Bern in den Mauern des gastlichen Biels sein fünftes Jahresfest feierte, Vorstand desselben war damals noch sein Stifter selbst, alt Reg.-Rath Fetscherin, und sehen wir das ein Jahr später gedruckte Mitgliederverzeichnis nach, so finden wir aus hiesiger Stadt die Namen eines Dr. Casar Blösch, Dr. Lanz, Lehrers Kode, Großrath Scholl und die der damals hier angestellten Geistlichen, der H. Pfr. Güder und Haller, Männer von Geist und Talent, zum Theil schon hochverdient um unsere vaterländische Geschichte, und ganz dazu geeignet, durch Wort und Schrift die Interessen unseres Vereins zu fördern, dem Studium der vaterländischen Geschichte in immer weiteren Kreisen Freunde zu gewinnen und so für das deutschredende Seeland eben das zu werden, was die in ähnlichen Bahnen sich bewegende Société d'Emulation für den französischen Jura geworden ist. Daß diese Erwartung nicht in

Erfüllung ging, daran trägt wohl ein gewisser Mangel in der Organisation unseres Vereines die meiste Schuld.

Noch manches Jahr können wir, H. S., bald in diesem, bald in jenem Cantonstheil unsere Hauptversammlungen abhalten und bei dieser Gelegenheit dem Vereine neue Mitglieder, dem vaterländischen Geschichtsstudium frische Arbeitskräfte zu gewinnen suchen — unsere Erscheinung wird für den betreffenden Ort immer nur eine vorübergehende und ohne nachhaltige Wirkungen sein, wenn nicht die dort von uns erworbenen Geschichtsfreunde sich in wohl organisirte Sectionen vereinigen, die sowohl unter sich als mit der Hauptstadt in regen Wechselverkehr treten und bei dem voraussichtlichen Wechsel der Mitglieder den Neueingetretenen und dem jüngeren Nachwuchs eine feste Form und Organisation darbieten, in der sich ihre Thätigkeit entwickeln und die übernommene Aufgabe weiter führen kann. In dieser Beziehung könnte uns die bereits erwähnte Société d'Emulation zum Vorbilde und durch die Erfolge, die sie bereits erzielt hat, zur Aufmunterung und Macheiferung dienen. Es ist dies ein Gedanke, mit dem ich mich schon lange herumtrage, und den ich hier nur andeute, damit wir ihn später in reifere Erwägung ziehen und wenn er Ihre Billigung finden sollte, zur Ausführung bringen könnten.

Es dürfte nun dem so eben bemerkten Mangel hauptsächlich zuzuschreiben sein, daß Viel, nachdem es jene früher erwähnten Vereinsglieder theils durch Veränderung des Wohnortes, theils durch den Tod verloren hatte, dem Vereine keine weiteren Anknüpfungspunkte mehr darbot, und wenn es sich um die Wahl eines passenden Ortes zu unseren Jahresfesten handelte, seit einer Reihe von Jahren unberücksichtigt geblieben ist.

Um so bereitwilliger und freudiger sind wir nun heute dem Rufe gefolgt, der uns die frohe Aussicht auf Wiederanknüpfung der so lange unterbrochenen Verhältnisse mit dieser Stadt eröffnete. Ging doch dieser Ruf von Männern aus,

die zum Theil schon längere Zeit unserem Vereine angehören, uns durch dieselbe Liebe zu unserm Fachstudium, durch dieselbe vaterländische Gesinnung enge verbunden sind und diese Gesinnung auch durch die That und durch mannigfache den Zwecken unseres Vereins gebrachte Opfer bestens bewährt haben.

So heiße ich Sie denn Alle, sowohl die Mitglieder als unsere werthen Ehrengäste, heute in Biel, das uns einen ebenso freundschaftlichen, als ehrenvollen Empfang bereitet hat, herzlich willkommen und erkläre somit unsere Verhandlungen eröffnet.

Wir beginnen nach bisheriger Uebung mit der Berichterstattung über unser Thun und Lassen im verflossenen Vereinsjahre.

Die Hauptversammlung, die jeweilen in der langen Zwischenzeit zwischen Schluß und Wiederanfang unserer Wintersitzungen die Vereinsglieder auf Einen Tag wieder zusammenführt, brachte uns an unserm vorjährigen Versammlungsorte, in Münchenbuchsee, zwei gediegene Vorträge, den einen von Hrn. Cantonschullehrer W. Fetscherin „über die Colonien, die im 17. Jahrh. von Bern aus in die Mark Brandenburg zogen“, den andern von Hrn. Egbert v. Müllinen-Mutach, der „die Geschichte und Verfassung des Johanniter-Ordens, mit spezieller Rücksicht auf die Comthurei Buchsee“ zum Gegenstand hatte. In eine nähere Skizzirung dieser zwei, mit großem Interesse angehörten Arbeiten einzugehen, halte ich nicht für nöthig, da die erstgenannte, mit Zusätzen bereichert, in dem diesjährigen Berner Taschenbuche bereits ihre dankbaren Leser gefunden hat, die andere aber, zum Abdruck in dem nächsten Hefte unseres Vereinsarchives bestimmt, dieselben eben so gewiß finden wird. Der übrige Theil jenes Tages verfloß uns in gemüthlicher Geselligkeit, vermehrt und gehoben durch die Anwesenheit unserer treuen

Freunde und Studiengenossen aus Solothurn, die auch heute wieder unserer Einladung auf die freundschaftlichste Weise entsprochen haben und durch ihre Gegenwart unser Fest verschönern helfen. Der Einzige, der den damaligen Festort in etwas gedrückter Stimmung verließ, war Ihr Präsident, der in der billigen Erwartung hergekommen war, Sie würden mit Rücksicht auf seine dem ehrenvollen Amte, das Sie ihm anvertraut haben, nicht mehr gewachsenen Kräfte und im Interesse eines neuen Aufschwungs, dessen unsere Gesellschaft dringend bedarf, ihn seiner Verpflichtungen entlassen und dieselben auf jüngere Schultern übertragen. Allein meine wohl vorbereiteten Bitten und Gründe konnten gar nicht zu Worte kommen und so mußte ich, mehr beschämt als erfreut über das mir bewiesene, unverdiente Zutrauen das drückende Bewußtsein mit nach Hause nehmen, Sie werden über kurz oder lang zu der Einsicht kommen, in meiner Wiederwahl zu Ihrem Präsidenten einen Mißgriff begangen zu haben.

Eilf Wochen später kam die allgemeine schweizerische hist. Gesellschaft in Aarau zusammen. Bern war an derselben durch eilf Mitglieder vertreten. Zu unserer großen Betrübniß kehrte eines derselben, Hr. Archivar Krüttli, mit dem Reime einer Krankheit von dort zurück, die unsern Freund in rascher Entwicklung seiner Auflösung entgegenführte. Wir beklagen in ihm den Verlust eines unserer treuesten und wackersten Vereinsglieder, der als Mitarbeiter an der Herausgabe der eidgenössischen Abschiede ein bleibendes Denkmal seiner der vaterländischen Geschichte gewidmeten Thätigkeit und seines, ihn zuletzt aufreibenden, Fleißes hinterlassen hat.

Hier sei zugleich noch eines zweiten Verlustes gedacht, den unser Verein und die historische Wissenschaft im Laufe des verflossenen Winters erlitten hat. Prof. Karl Hagen, der wenigstens in früheren Jahren unseren Sitzungen als Mitglied beiwohnte und sich durch verschiedene Publikationen um die Geschichte unseres Vaterlandes verdient gemacht hat, wurde im letzten Februar unerwartet schnell seiner Familie

und seiner academischen Wirksamkeit entrissen, ein Mann von entschieden freisinnigen Ansichten, freundlich und dienstfertig im Privat Umgang und anregend als Lehrer der Wissenschaft.

Zu diesen zwei durch Tod in unsere Reihen gerissenen Lücken kamen im Laufe des Winters noch zwei Austrittserklärungen, ein Verlust, der aber durch die Aufnahme von sechs neuen Mitgliedern an unserer letzten Jahresversammlung und den Beitritt von vier anderen in den Wintermonaten der Zahl nach mehr als ersetzt wurde.

Unsere Wintersitzungen begannen den 22. November und dauerten bis zum 30. April. Mit Ausnahme des Novembers wurden jeden Monat zwei, im Ganzen also elf Sitzungen abgehalten. Mit Vorträgen betheiligten sich an denselben acht Mitglieder, indem Einige zwei — bis dreimal — auftraten, wenn der Reichthum des Stoffs die Vertheilung desselben auf mehrere Abende erforderte. Es sind meist allbekannte und längst bewährte Namen, und ihrer Aktivität vorzüglich hat der Verein sein Fortbestehen zu verdanken; sie verdienen aber diesen unsern Dank um so mehr, als das Publikum, das sich zu Anhörung ihrer Vorträge einzufinden pflegte, diesen Winter in Vergleich mit früheren auffallend geringe Zahlen aufweist. Nur an zwei Abenden erhob sich die Frequenz der Anwesenden über die Zahl Zwanzig, einmal sank sie sogar bis auf sieben herab und hielt sich durchschnittlich zwischen neun und vierzehn. Die Schuld davon trägt wohl zum Theil die Sündfluth von litterarischen und künstlerischen Ergüssen, die sich in unserer guten Bundesstadt die Abende streitig machen; mitunter aber wohl auch die Wahl eines Stoffes, der nicht geeignet war, auf Jedermann dieselbe Anziehungskraft auszuüben. Indessen gab es auch Fälle, wo weder der eine, noch der andere dieser Entschuldigungsgründe stichhaltig sein dürfte, und ich finde mich daher pflichtgemäß bemüht, zu einem fleißigeren Besuch dieser Vorträge aufzufordern, wenn nicht denjenigen, die sich dazu

bereit finden lassen, die Lust entschwinden und der Muth sinken soll.

Die Reihe der Vortragenden eröffnete diesmal unser Bibliothekar, Hr. Fürspr. Haas, der von einem litterarischen Geschenk, das unserer Vereinsbibliothek unlängst von Genf zugesandt worden war, Anlaß nahm, uns auf einen Gegenstand aufmerksam zu machen, der uns schon früher einmal wegen seines archäologischen und historischen Interesses beschäftigt hatte, damals aber für uns ein nicht hinlänglich aufgeklärtes Problem geblieben war. Bei dem Abbruch des alten Kirchthurms von Langenthal hatten sich nämlich einzelne Backsteine eingemauert gefunden, die mit fabelhaften Thieren, wunderlichen Ornamenten und mit den Wappenschildern mehrerer unserer altadelichen Geschlechter, der Bütikon, Thorberg, Narwangen, Straßberg, Kienberg u. a. verziert waren. Hr. Staatsapotheker Glückiger rettete diese Ueberreste vom Untergang und brachte sie nach Bern, wo sie jetzt unserer städtischen archäologischen Sammlung einverleibt sind. Ueber ihren Ursprung und ihr Zeitalter hatte man damals wohl Vermuthungen, aber keine Gewißheit. Nun unterzog dieselben Herr Hamman, ein bekannter Lithograph und Archäologe in Genf, Herausgeber eines Portefeuille artistique et archéologique, einer genaueren Untersuchung; er entdeckte noch weitere Bruchstücke desselben Materials und ornamentalen Charakters auch in Bosingen, Kirchberg bei Marau, Wynau, Straßberg, Frienisberg, besonders aber in St. Urban; unzweifelhaft hatten dieselben ursprünglich alle demselben Bau angehört und waren erst später im Umkreis der genannten Ortschaften da und dorthin verschleppt und verbaut worden. Da nun Hr. Hamman in mittelalterlichen Chronisten Stellen fand, in welchen Augenzeugen bei gelegentlicher Beschreibung des Klosters St. Urban in der Architektur desselben gerade die Verwendung von Backsteinen und ihre reiche Verzierung als etwas Eigenthümliches hervorhoben, so konnte über den Ursprung jener Bautrümmer kaum

ein Zweifel übrig bleiben. Sie stammen von dem alten Kloster St. Urban her, wie es vom 12. bis zum 16. Jahrh. bestanden hat, bevor ein im J. 1513 durch Unvorsichtigkeit eines Küchenjungen ausgebrochener Brand dasselbe in Asche gelegt und einen Neubau nöthig gemacht hatte. Die erwähnten Wappenschilder aber gehören eben solchen Adelsgeschlechtern an, die sich durch Stiftungen und Schenkungen um dies Kloster verdient gemacht haben, und unterstützen so auch ihrerseits die Beweisführung des scharfsinnigen Genferarchäologen. Hr. Haas erhöhte den Werth dieser interessanten Mittheilung durch eingeflochtene allgemeine Bemerkungen über den Charakter des kirchlichen Baustyles, wie er überhaupt in der sogenannten romanischen oder vorgotthischen Kunstperiode üblich war und unter anderem auch in der Architektur der Klosterkirche zu Müeggisberg zu Tage tritt, erinnerte an zwei Thürme des Schlosses Burgdorf, die eine analoge Construction darbieten, und erleichterte das Verständniß seines Vortrages durch Vorweisung von Zeichnungen.

Ueber eine andere in unsere Vereinsbibliothek aufgenommene Schrift, deren Inhalt weniger auf unsere spezielle Landesgeschichte, als auf die vorgeschichtliche Zeit Europas überhaupt Bezug hat, brachte in einer späteren Sitzung Hr. Prof. v. Fellenberg ein kurzes Referat. Ursprünglich in schwedischer Sprache verfaßt, wurde sie auf Anregung unseres sel. Prof. von Morlot in's Deutsche übersetzt, und schon daraus läßt sich abnehmen, daß sie für die Archäologie auch unseres Landes nicht ohne Bedeutung sein werde. Sie hat einen Gymnasiallehrer A. Wiberg zum Verfasser und handelt „von dem Einfluß der klassischen Völker auf den europäischen Norden durch Handelsverkehr.“ Wenn die Geschichtsbücher der Alten, wo sie von den Barbaren des europäischen Nordens handeln, meist nur von Schlachten, wechselseitigen Siegen und Niederlagen und Eroberungen zu erzählen wissen, erschließen uns dagegen die aufgefundenen Münzen, Waffen, Schmucksachen u. s. w. die Kenntniß der

friedlichen Wege, die der Handel und die mit ihm sich verbreitende Cultur durch jene Barbarenländer sich zu bahnen gewußt hat, einerseits bis zu den brittischen Inseln, andererseits an die Ostsee, nach der cimbrischen Halbinsel und bis nach Scandinavien. Einzelne Fundstücke, die nur durch Handel und Verkehr in soweit entlegene Orte gekommen sein können, verrathen bald phönikischen, bald etruskischen Ursprung, und lehren uns, wohin und wie weit sich in der frühesten Zeit die Handelsverbindungen dieser alten Culturvölker ausgedehnt haben, bis sie von den betriebsamen Griechen und den erobernden Römern abgelöst wurden. Und nicht nur das, sondern die rohen Nachahmungen von Münzen, das Material und die Form der keltischen und germanischen Waffen und sonstiger Geräthe zeigen uns den Einfluß, den jene Völker auf die einheimische Technik ausgeübt haben, bis sich daraus eine eigenthümliche, nationale Cultur entwickelte. Wir fanden uns Hrn. v. Fellenberg zu aufrichtigem Danke verpflichtet, uns auf jene interessante kleine Schrift aufmerksam gemacht zu haben, da ja auch unser Land mit jenen alten Culturvölkern in Wechselbeziehung stand, ihren Einfluß an sich erfahren mußte, und die Spuren davon auch deutlich genug in seinen Gräberfunden nachweisen kann.

Den ersten reingeschichtlichen Vortrag hielt in unserer zweiten Sitzung Hr. Fettscherin=Lichtenhahn, und zwar „über die diplomatischen Beziehungen zwischen Bern und dem großen Kurfürsten von Brandenburg;“ Hr. Fettscherin hatte uns schon an der letztjährigen Hauptversammlung in Münchenbuchsee mit Schilderung der Schicksale einer im J. 1634 nach Brandenburg ausgewanderten Colonie von Bernbauern ebensoviel Unterhaltung, als Belehrung gewährt.

Bei seinem bekannten Streben, einen Gegenstand, den er einmal in Untersuchung gezogen hat, nicht fahren zu lassen, bis er ihn nach allen seinen Beziehungen verfolgt und, soweit die Quellen fließen, erschöpft hat, gab sich Hr. Fettscherin

mit den damals erlangten Resultaten nicht zufrieden, sondern forschte weiter, ob nicht auch bei anderen Anlässen die beiden, ihrer geographischen Lage nach soweit auseinander liegenden und nur durch Gemeinsamkeit des confessionellen Glaubens einander nahe gebrachten Regierungen von Bern und des Kurfürsten von Brandenburg in diplomatischen Verkehr getreten seien? Es fand sich nun allerdings, daß zunächst das Jahr 1672 einen solchen Anlaß darbot. Damals hatte das zum zweiten Male von Ludwig XIV. bedrängte Holland unter den Fürsten Deutschlands einzig den ebenso politisch einsichtigen als energischen Friedr. Wilhelm von Brandenburg bereit gefunden, ihm gegen die Uebergriffe des ländersüchtigen, die Selbstständigkeit aller umliegenden Staaten bedrohenden Franzosen seinen tapfern Arm zu leihen. Der Kurfürst sah sich seinerseits nach anderweitiger Unterstützung um, und glaubte diese am ersten bei seinen evangelischen Glaubensbrüdern in der Schweiz und namentlich bei dem damals so mächtigen und geachteten Bern zu finden, und es erschienen dort in seinem Namen der seit dem J. 1657 in Bern verbürgerte Reichsgraf Tohna und der Ritter Du-Plessis-Gouret und baten um die Erlaubniß zu Werbungen. Die Sache wurde von einer Specialcommission gründlich geprüft, ein doppeltes Gutachten für und wider darüber ausgefertigt und nach beiden Seiten hin ausführlich begründet; allein im Rath siegte die Meinung der französischen Partei und die Rücksicht auf die bei einem Bruch mit dem mächtigen Nachbar bloßgestellten Grenzlande von Genf und der Waadt, und es erfolgte eine ähnliche Ablehnung, wie sie die Gesandten schon vorher von Seite der evangelischen Stände im Interesse der eidgenössischen Neutralitätspolitik erfahren hatten. Daß deshalb Bern in der Achtung und dem Wohlwollen des Kurfürsten nichts eingebüßt hatte, das beweist das später, im J. 1684, an die Regierung gerichtete Ansuchen, bernische Bauern in die entvölkerte Mark ziehen zu lassen und die gütige Behandlung, die den Colonisten in ihrer neuen Hei-

math zu Theil wurde. Als dann ferner, infolge der Religionsbedrückungen in Frankreich und besonders seit der im J. 1685 erfolgten Aufhebung des Edicts von Nantes, der Canton von ausgewanderten und flüchtigen Protestanten überschwemmt wurde und die Kosten der reichlich und großherzig gewährten Gastfreundschaft die Kräfte des Landes zu übersteigen anfangen, da war es wieder der biedere Kurfürst, welcher der überströmenden Menge einen Abfluß in seine Lande eröffnete und so dem erschöpften Bern freundlich beisprang. Die Aufnahme der industriellen Franzosen brachte übrigens seiner Herrschaft größeren Vortheil, als die Ansiedlung der Bernerbauern, deren weitberühmte Kenntnisse und Erfahrung in der Landwirthschaft auf dem sandigen Boden der Mark ihren angestammten Ruhm unmöglich bewähren konnten. Dies freundliche Verhältniß zwischen Bern und dem Kurfürsten erlitt nur in dem Jahr 1687 eine vorübergehende Störung. Ein angeblich von Berlin nach Bern geschriebener Brief sollte über die Ursache des plötzlichen Todes des Kurprinzen Ludwig Nachrichten enthalten haben, welche der Ehre der Kurfürstin Dorothea, zweiten Gemahlin des Kurfürsten, nachtheilig waren. Ein hierauf bezügliches Schreiben des Kurfürsten hatte hier bei allen Personen, die mit Berlin correspondirten, eine strenge Untersuchung zur Folge, und die Sache erregte nicht geringes Aufsehen. Allein weder der Schreiber, noch der Empfänger des angeblichen Briefes konnten je ausgemittelt werden. Hr. Fettscherin erwarb sich durch diesen mit historischen Daten und allgemeinen Betrachtungen reich ausgestatteten Vortrag den warmen Dank seiner Zuhörer.

Hr. Dr. Jahn hatte uns schon in zwei vorhergehenden Wintern einzelne Kapitel aus der Einleitung zu seiner Geschichte der Burgundionen vorgelesen, die er seit mehreren Jahren zum Drucke vorbereitet. In dem verflossenen Winter kam er nun zu der Geschichte selbst und trug uns diejenigen Abschnitte daraus vor, worin das erste Auftreten dieses Volks

am Rhein, als sie im J. 373 von Kaiser Valentinian zur Bekämpfung der Alemannen gedungen worden waren, erzählt wird, dann ihre Ueberstiedlung an's linke Rheinufer durch Kaiser Honorius im J. 413, wo sie in der Gegend des heutigen Rheinbaiern und Rheinbessen jenes in Sage und Lied so vielfach gefeierte Reich gründeten, den Schauplatz der Niebelungen, bis sie in den Jahren 435 und 437 erst durch den römischen Patricius Antius, dann, wohl auf des Letzteren Anstiften hin, durch die Hunnen zwei furchtbare Niederlagen erlitten, die sie an einem weiteren Vordringen in's innere Gallien verhinderten. Wir sind also mit dem geehrten Hrn. Verfasser noch nicht bis zu dem Zeitpunkte angelangt, wo das Volk jene rheinischen Wohnsitze gegen neue in der Landschaft Sabaudia an den Ufern des Lemanersees vertauschte und infolge dessen in die Geschichte unseres eigenen Landes enger verflochten wurde. Mit gutem Grunde nennt Hr. Zahn auf dem Titel seines projectirten Buches seine Geschichtsdarstellung eine „kritische“ Geschichte. Denn die Nachrichten, die uns über die ältesten Zeiten und Schicksale dieses Volksstammes überliefert wurden, sind so selten und zerstreut, dabei so wortkarg und bei verschiedenen Schriftstellern einander widersprechend oder durch Textverderbniß so schwer verständlich, daß die Phantasie der Historiker, die gerne etwas Zusammenhängendes und Vollständiges über dies Volk schreiben wollten, den weitesten Spielraum hatte, Lücken nach Belieben auszufüllen, Widersprüche zu ignoriren und Zusammenhang und Folge da hineinzutragen, wo die spärlichen Quellen nur Lückenhaftes und Zerriffenes bieten. So wurden denn, oft mit einem erstaunlichen Aufwande von Gelehrsamkeit, statt eigentlicher Geschichte bloße Phantasiegemälde aufgestellt, wie z. B. von dem neuesten, gründlichsten Forscher in diesem Gebiet, Hr. Prof. Binding in Basel, unserm Landsmanne de Gingins-la-Sarraz zum Vorwurf gemacht wird. Wer daher der Aufgabe einer ernstesten und gewissenhaften Geschichtsforschung genügen will, muß vor allen Dingen

durch genaues Quellenstudium, durch Feststellung ihres oft sehr corrumpirten Textes, und genaues Abwägen des einem jeden seiner Gewährsmänner zukommenden Maßes von Glaubwürdigkeit die irrigen Ansichten, die sich allmählig festgesetzt haben, zu beseitigen suchen, richtigere an ihre Stelle setzen, oder wo dies aus Mangel an Quellen nicht möglich ist, in aller Aufrichtigkeit sein non liquet aussprechen, d. h. mit Einem Wort, er muß Kritik und selbst philologische Kritik üben. Dies hat nun auch Hr. Jahn in reichem Maße gethan, so daß einer seiner Zuhörer bemerkte, man trete unter seiner Führung gleichsam in einen Urwald, wo man sich erst mit der Art durch das vielverschlungene Gestrüpp freie Bahn brechen müsse.

Eine andere Frage ist aber, ob eine solche mühsame Arbeit, die allerdings der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ihres Verfassers alle Ehre macht, sich auch zum mündlichen Vortrag vor einem Publikum eigne, dem unstreitig mit fertigen Resultaten mehr gedient ist, als mit den dazu führenden Untersuchungen, und dem gewiß zu viel zugemuthet wird, wenn es z. B. am Ohr vorüberrauschende lateinische oder griechische Citate gleichsam im Flug treffen und verwerthen soll. Die auffallend geringe Zahl von Mitgliedern, die sich zu Anhörung dieser Vorträge eingefunden hat, gibt auf diese Frage gewissermaßen eine faktische Antwort. Leider fließen auch im 5. und 6. Jahrhundert die Quellen der burgundischen Geschichte so spärlich, und es haben sich darüber so manche Hypothesen gebildet und Irrthümer festgesetzt, daß an eine andere Art der Behandlung nicht zu denken ist. In dessen ist gerade von dem Zeitpunkte an, bei welchem Hr. Jahn mit seinen Vorträgen stehen geblieben ist, das kürzlich erschienene Werk des Hrn. Binding ein, besonders für die wichtigen Rechtsverhältnisse, so sachkundiger Führer, daß Vieles von der schwierigen Arbeit, die er übernommen hat, als bereits erledigt betrachtet werden kann und eine für die Mehrzahl seiner Zuhörer weniger anstrengende, durch kritische

Zwischenfragen nicht immer aufgehaltene Darstellung erwartet werden darf.

Mehr Zugkraft als die wirren burgundischen Verhältnisse übte auf unser Vereinspublicum die Fortsetzung eines anderen Geschichtswerkes, das, so zu sagen unter unsern Augen entstanden, mit den Jahren fröhlich wächst und gedeiht und von diesem gedeihlichen Wachsthum uns auch in dem verflossenen Winter ein allseitig befriedigendes Zeugniß abgelegt hat. Die Abende, an welchen unser verehrter Herr Vize-Präsident, Hr. von Wattenwyl v. Diesbach, die schon im vorletzten Winter begonnene Weiterführung seiner im Druck erschienenen Geschichte der Stadt u. Landschaft Bern vortrug, waren von allen unsern Vereinsabenden die am meisten besuchten. War doch ihr Gegenstand die für Bern so entscheidende und glorreiche Epoche des Raupenstreites, wo die Lebensfähigkeit des jungen, aufstrebenden Gemeinwesens die Feuerprobe bestand; denn wäre es damals seinen zahlreichen Feinden, unter welchen sich selbst das Reichsoberhaupt befand, unterlegen, so wäre ihm wohl die Aussicht auf ein selbstständiges Fortbestehen auf immer abgeschnitten gewesen. Daher ist auch in unserer alten Stadtchronik der Raupenstreit der eigentliche Glanz- und Mittelpunkt „all der sachen und geschichten einer lobreichen und würdigen Statt Bern,“ die ihr Verfasser im Vorworte zu erzählen sich anheischig macht, und wenn er auf diesen Theil seiner Geschichte gelangt ist, verläßt er für einmal seine trockene, annalistische Erzählungsweise, gibt der Subjectivität seines Gefühles freien Spielraum und theilt damit seiner Darstellung Leben und Wärme der Empfindung mit. Ich lese immer mit erneutem Vergnügen den Abschnitt in Justinger, der in wenigen, charakteristischen Zügen erst die dumpfe Angst und Verzweiflung schildert, die auf der bedrohten Stadt und zunächst auch ihrer weiblichen Bevölkerung ruhte, daneben die männliche Entschlossenheit und der Todesmuth der Bürgerschaft und ihr unbedingtes Vertrauen

in die Erfahrung und Tüchtigkeit ihrer ritterlichen Führer, dann, wie der Sieg errungen ist, die überströmende Freude, das innige Dankgefühl gegen Gott und die treuen Freunde, die ihnen in der Noth beigestanden — das Alles ist so schlicht, so ohne alles Haschen nach Effect, und doch wieder so warm und gemüthlich erzählt, daß man ob dem Lesen unwillkürlich die ganze Krisis mitempfindet und mit durchlebt. Mit mehr Ruhe und Objectivität hat uns Hr. v. Wattenwyl diese schweren Prüfungstage der Republik in drei aufeinanderfolgenden Sitzungen vorgeführt. Nach einer in der Natur der Sache selbst liegenden und schon von der Stadtchronik vorgezeichneten Bahn der Untersuchung und Theilung des reichen Stoffes mußte erst von den Ursachen des Krieges, von den gegen Bern verbündeten Parteien und ihrer Gruppierung, von den dem Ausbruche vorangehenden fruchtlosen Unterhandlungen, ferner von den wechselseitigen Rüstungen und Hülfsmitteln gehandelt und die weltlichen und geistlichen Führer geschildert werden, die dem bernischen Gemeinwesen vorstanden; es folgte dann die Beschreibung des Kampfes selbst und seines für Bern glorreichen Ausganges und zuletzt die bei Justinger höchst verwirrt und unchronologisch geschilderten Zeiten und Kriegsbegebenheiten, die nach dem erfochtenen Siege bis zum endlichen Friedensschlusse im J. 1341 folgten. Ueberall zeigte sich hier die an unserm Geschichtschreiber rühmlich bekannte Klarheit in Anordnung der Materien, sein Streben, nicht bloß die Facta selbst, sondern auch ihre offenen oder geheimen Beweggründe zu ermitteln und das Einzelne aus der Gesamtlage der damaligen politischen Verhältnisse zu erklären, kurz jene ächt wissenschaftliche Methode, bei der selbst allbekannte Thatsachen in einem neuen, oft überraschenden Lichte erscheinen. Zwei Controversfragen gaben indessen zu weiteren, zum Theil sehr lebhaften Erörterungen Veranlassung. Die erste: „wer der eigentliche Stifter der Coalition gewesen sei, die sich zum Untergange der Stadt verschworen hatte?“ Bekanntlich stellen die Chroniken die

Stadt Freiburg an die Spitze der Unternehmung; diese Rivalin Berns habe die Besitznahme der Weste Laupen durch letzteres nicht verschmerzen können und habe nun den auf Berns unaufhaltbares Wachstum eifersüchtigen Adel aufgestiftet, mit vereinten Kräften dasjenige zu versuchen, was dem Einzelnen bis dahin nicht hatte gelingen wollen, nämlich die aufstrebende, dem Fortbestand und der Erweiterung ihrer Herrschaften Gefahr drohende Republik ein für allemal mit Einem Schlage unschädlich zu machen. — Dagegen vermuthet Hr. v. Wattenwyl, hinter Freiburg sei eigentlich die Herrschaft dieser an sich unselbstständigen Stadt, nämlich das Haus Oestreich gestanden, mit seinen bekannten, auf Erweiterung seiner Hausmacht in den östreichischen Vorlanden gerichteten Plänen, und das thätige Werkzeug im Interesse dieser Politik scheine eben jener Jordan von Burgistein gewesen zu sein, der seine selbstgefällige Kunst im Schmieden von Intriguen später durch den noch besser geschmiedeten Pfeil des Schützen Kylli mit dem Leben küßte. Gegen diese Meinung machte sich die abweichende Ansicht geltend, der eigentliche Stifter der Coalition sei vielmehr Kaiser Ludwig gewesen, dem die Stadt wegen des auf ihm ruhenden Bannes beharrlich die Anerkennung verweigerte und sich in diesem Widerstande um so lieber durch die aufreizenden Predigten ihres ultramontanen Leutpriesters Baselwind bestärken ließ, als sie damit zugleich einen legalen Grund gewann, ihm die verhaßte Reichssteuer zu verweigern. Indessen dürfte die hervorragende Rolle, welche die Tradition dem österreichischen Freiburg in dieser Beziehung zutheilt, mehr zu Gunsten der ersteren Ansicht sprechen.

Der zweite wichtigere Controverspunkt, dessen Lösung die Versammlung in eine fast fieberhafte Spannung versetzte, betraf die Frage: „wer der Anführer der Berner in dem Laupenstreit gewesen sei und wem somit die Ehre des damals erfochtenen Sieges zukomme?“ Wer die Quellen, aus welchen unsere Chroniken geschöpft haben, nicht näher kennt,

dem kann und muß sogar eine solche Frage höchst auffallend vorkommen. Ist denn nicht der gefeierte Namen des tapferen Ritters Rud. v. Erlach jedem Schulkinde bekannt? Hat nicht ihm die dankbare Nachwelt jenes schöne Monument auf unserm Münsterplatze aufgestellt? Wem sollten nicht die ausführlichen Erzählungen unseres Justingers von seinem Abschiede aus Nidau, seinem mit Jubel begrüßten Einritt in Bern, seiner einstimmigen Wahl zum Führer im Streite, von den Bedingungen, unter welchen er sich nach längerem Sträuben zur Uebernahme dieser Stelle verstand, von seinen geflügelten Worten, mit welchen er den Schrecken ob der Flucht des Hintertreffens dämpfte, von seinen das Ehrgefühl der mauligen Mezger und Gerber aufstachelnden Reden vor der Schlacht, von seinem im Kampfgewühl die Seinen anfeuernden Muth und Beispiel — wem sollte dies Alles nicht von Kind auf bekannt und geläufig sein? Allein Justinger, dem wir alle diese Details verdanken, fußt in seinem ganzen Berichte über den Laupenstreit auf einer noch älteren, mit den Begebenheiten selbst gleichzeitigen Quelle, die er fast wörtlich ausschreibt und die in einer einzigen, nicht einmal fehlerfreien Abschrift als Anhang einer handschriftlichen Chronik des Martinus Polonus sich in der Manuscriptensammlung unserer Stadtbibliothek erhalten hat. Dieser, allem Anscheine nach von einem Ordensbruder des Diebold Baselwind in lateinischer Sprache verfaßte sogenannte Conflictus Laupensis erwähnt nun des R. v. Erlach in seinem Schlachtberichte mit keiner Silbe, während er doch die damaligen Führer des Gemeinwesens, den Schultheißer, die Wenner, die Kriegsbaumeister, die zusammen den Kriegsrath bildeten, alle mit Namen aufführt. Wie genau und wahrheitsgetreu im Uebrigen sein Bericht sei, erhellt aus dessen vollständiger Uebereinstimmung mit den beiläufig 70—80 gleichzeitigen Urkunden, die aus jener Zeit noch vorhanden sind. Es ist daher nicht leichtfertige Zweifelsucht, sondern Pflicht einer ächt wissenschaftlichen Geschichtsforschung, sich über diese höchst

auffallende Omission Rechenschaft zu geben. Bei dem strengen Zeugenverhör, das dieselbe über solche zweifelhafte Fälle anzustellen hat, hört alle Gemüthlichkeit auf und es fragt sich, ob eine ältere, zeitgemäße Urkunde nicht mehr Glauben verdiene, als die wohl um drei Menschenalter jüngere Tradition unserer Stadtkronik? Solche Zweifel und Bedenken hatten schon seit Jahren das historische Gewissen unseres allverehrten Herrn Staatschreibers beunruhigt, er hatte damit sogar unsern trefflichen Präsidenten der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft angesteckt und es ist darüber sowohl brieflich, als in den Publicationen unseres Vereinsarchives schon manches Wort einer freundschaftlichen Polemik gewechselt worden. Der in dieser Beziehung zwar etwas schwankende, aber doch die Justingersche Ueberlieferung eher begünstigende Vortrag des Hrn. v. Wattenwyl gab nun Hrn. v. Stürler den erwünschten Anlaß, seine lang genährten und mit der Zeit zur festen Ueberzeugung gewordenen Bedenken und Gegengründe einmal in geschlossener Pbalanz in's Feld zu führen. In einer das Urtheil bestechenden Beweisführung verstärkte er jenes äußere, mehr negative Hauptargument, daß nämlich der ältere, gleichzeitige Bericht der Narratio von einer Anwesenheit und Bethheiligung des v. Erlach an dem Kampfe nichts zu wissen scheine, noch durch eine Anzahl innerer Gründe der Unwahrscheinlichkeit. Oder war es nicht constante Sitte im alten Bern, daß sich der regierende Schultheiß an die Spitze des ausziehenden Heeres stellte, und war der damals regierende Schultheiß und Ritter Johann v. Bubenberg nicht der Mann, um dieser Aufgabe zu genügen? Konnte N. v. Erlach sich wohl seinem Lehnsheerrn, dem Grafen v. Nidau, feindlich gegenüberstellen, ohne seiner Pflicht und Ehrenhaftigkeit Abbruch zu thun? Waren seine Besitzungen bei Bern, die er zum Vorwand gebrauchte, um nach Bern zu eilen, nicht einer noch größeren Gefährdung von Seite des noch näher angrenzenden Kyburgers ausgesetzt? Jene sprichwörtliche Rede von der Trennung des

Kernens von der Spreu, die ihm Justinger in den Mund legt, findet sich wörtlich schon früher als Aeußerung Kaiser Friederichs Barbarossa; kann überhaupt bewiesen werden, daß v. Erlach damals schon das Bürgerrecht in Bern besessen habe? u. s. w.

Hochgeehrte Herren! es ist hier nicht der Ort, diese Controverse Punkt für Punkt wieder aufzunehmen. Ich führe als bloßer Berichterstatter nur an, daß die Art, wie Herr v. Wattenwyl die meisten der erhobenen Zweifel in einer nächstfolgenden Sitzung zu lösen suchte, die Versammlung in hohem Grade zu befriedigen schien, und daß die Frage, wie es denn zu erklären sei, daß dieselbe Narratio proelii Laupensis denn doch in einer späteren Stelle den H. v. Erlach als Hauptanführer der Berner bei dem siegreichen Gefecht gegen die Freiburger am Schönenberg in dem gleich darauf folgenden Jahre, unter großen Lobsprüchen auf seine bewährte Tapferkeit, nenne und anerkenne, keine ganz befriedigende Antwort erhielt. Was mich persönlich betrifft, so war mir die Hauptmannschaft H. v. Erlachs von jeher über jeden Zweifel erhaben, und dazu bewog mich außer andern Gründen schon der ganz äußerliche Umstand, daß ich mir schlechterdings nicht denken kann, wie in einer auf Befehl und unter Controlle einer Regierung, von welcher Enkel sowohl der Bubenberge als der v. Erlache Mitglieder waren, verfaßten offiziellen Stadtchronik ein damaliger alt-Stadtschreiber Justinger es hätte wagen dürfen, Dinge einzuflechten, welche dem Ahnherrn des einen dieser Geschlechter (der Bubenberge) seinen Ruhm schmälerten, um ihn demjenigen eines anderen Geschlechtes (der v. Erlach) unverbürgter und unverdienter Weise beizulegen. Dagegen kann ich mir sehr wohl denken, wie dem Chronikschreiber aus lebendig sich fortpflanzenden Familientraditionen unwidersprochene Thatsachen bekannt werden konnten, welche dem clericalen Verfasser jener Narratio für die Zwecke, die er bei Abfassung seiner Schrift verfolgte, der Aufzeichnung weniger werth erschienen. Wenn einmal

die längst versprochenen Urkunden des Familienarchivs der v. Erlach an's Licht der Oeffentlichkeit treten, werden wir über diesen, wie über andere noch nicht hinlänglich aufgeklärte Punkte der damaligen Geschichte vielleicht näheren Aufschluß und Gewißheit erhalten.

Auf die von dieser Seite zu gewärtigenden Kundgebungen lenkte in einer späteren Sitzung Hr. v. Muralt aus Zürich die Aufmerksamkeit des Vereines. Die Regesten des Erlachschen Familienarchivs, die derselbe einzusehen Gelegenheit hatte, enthalten nach seiner Versicherung Urkunden, welche über die Persönlichkeit und die Verhältnisse Rudolf's von Erlach und seines Vaters Ulrich mannigfach Licht verbreiten und seine öftere Anwesenheit in Bern, und zwar gerade in dem Juni 1339, in welchem die Schlacht stattfand, bezeugen. Ja, einem im J. 1338 stattgefundenen Scheinkauf seiner Güter zu Jegistorf scheint bereits die Absicht unterzuliegen, sich in dem drohenden Kriege auf die Seite der Berner zu stellen und für diesen Fall jene Güter vor dem Grafen von Kyburg zu sichern. Diese verdankenswerthen Mittheilungen mußten natürlich unser Verlangen nach baldiger Veröffentlichung so wichtiger Actenstücke noch steigern.

Herr v. Muralt hatte diese flüchtigen Notizen nur gelegentlich und im Anschluß an die frühere Discussion über R. von Erlach angebracht. In einer eigenen Abend Sitzung dagegen entrollte er uns „ein Bild der Schweiz vor 100 Jahren,“ eigentlich nur den Abschnitt eines größeren Werks, einer vollständigen neueren Schweizergeschichte, die Hr. v. Muralt in Manuscript ausgearbeitet hat. Die Rundschau, die nun der Hr. Verfasser in unseren Schweizerlanden während der Jahre 1760 – 63 hielt, war keineswegs geeignet, es uns bedauern zu lassen, daß wir nicht schon früher geboren wurden. Es sind, mit der Jetztzeit verglichen, traurige Zustände, die uns da in abwechselnden Bildern und charakteristischen Zügen aus allen Cantonen, demokratischen wie aristokratischen, im Osten wie im Westen, vor Augen geführt

wurden, mochte nun der Verfasser die Ausschweifungen einer zügellosen Volksherrschaft schildern, wie sie namentlich in Schwyz, in den Kämpfen der Harten und der Linden sich darstellten, oder die Uebelstände einer verrotteten Aristokratie, wie sie unter andern besonders in Luzern zu Tage traten, wo die Rathsherrnstellen beinahe als erblich angesehen wurden und die Eifersucht zwischen den regierenden Familien auf's höchste gestiegen war, oder mochte man dem Darsteller nach Zürich und Bern folgen, in welcher letzterer Stadt so eben die französische Partei die Erneuerung des französischen Tractats durchgesetzt hatte, oder nach den sog. Unterthaulanden, unter welchen insbesondere das Livinerthal ein abschreckendes Bild von kleinen Tyrannen darbot; überall, wohin auch unsere Blicke gerichtet wurden, nach dem durch innere Kämpfe aufgeregten Genf, nach Neuenburg, wo aufwieglerische Gelüste Berns Vermittlung nöthig machten, selbst in den entlegenen Thälern des grauen Bundes — überall spiegelte sich derselbe Geist der Engherzigkeit, der Spießbürgerei und materiellen Genußsucht, daß es uns bei einer solchen Zusammenstellung seiner nach oben und nach unten gleich verderblichen Wirkungen ordentlich den Athem einschürzte.

Hr. v. Muralt hat freilich etwas Grau in Grau gemalt, doch ohne der historischen Wahrheit etwas zu vergeben; auch vergaß er nicht, in sein Nachtgemälde einige Lichter anzubringen. Das Entstehen der helvetischen Gesellschaft, der bernischen ökonomischen Gesellschaft, Namen, wie die eines Haller, Lavater, Bodmer, Pestalozzi u. a. bewiesen, daß es auch dieser politisch trüben Zeit doch nicht an edlen Bestrebungen und hochherzigen Männern fehlte, daß in der innerlich faulen, ihrem Untergang entgegeneilenden Zeit schon wieder neues Leben keimte, das nur der günstigen, die Luft reinigenden und den ausgedörrten Boden befruchtenden Gewitterstürme bedurfte, um wieder aufzugrünen und neue Blüthen und Früchte zu tragen. Wir fanden uns am Schlusse dieses

Vortrags durch das bunte Allerlei, das uns in raschem Wechsel vorgeführt war, etwas betäubt und verwirrt, aber allgemein machte sich die Meinung geltend, daß wenn es dem Verfasser gelingt, sein reiches Material mehr zu gruppieren und allgemeinen leitenden Gesichtspunkten unterzuordnen, er sich für seine neuere Schweizergeschichte ein dankbares Publikum gewinnen dürfte.

Um die Reihenfolge unserer Sitzungen nicht unterbrechen zu müssen, nahm bei dem zufälligen Mangel an anderweitigem Stoff an einem der Abende auch Ihr Präsident Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Er benutzte die Gelegenheit, seine schon vor mehreren Winteren begonnenen Vorträge über das klassische Werk unseres Thüring Frickarts von dem Tvingherrenstreit zum Abschluß zu bringen. Noch war ich Ihnen nämlich meine Ansicht über den letzten Abschnitt dieses leider unvollendet gebliebenen Werks unseres alten Stadtschreibers schuldig geblieben. Er handelt von den Folgen eines zufälligen Ereignisses, das ursprünglich mit dem zwischen der Stadt und den Tvingherren erhobenen Streit in keinem Zusammenhange stand. Ein Oberländer aus dem Haslithal, Peter Dietrich, vor 23 Jahren als Aufriührer des Landes verwiesen, hatte sein Banngelübde gebrochen, war zurückgekehrt und hielt sich im Dorfe Worb bei Verwandten verborgen. In Worb war nun gerade jener Alt-Schultheiß Nicol. v. Diesbach der Oberherr, in dessen Gerichtsbarkeit der Streit mit den Tvingherren durch das Werkzeug des damaligen Benner's, den Freiweibel Gfeller, seinen Anfang genommen hatte. Was lag nun bei der damals herrschenden Spannung der Gemüther näher, als die Vermuthung, der im Unmuth über die ihm und seinen Standesgenossen wiederfahrne Behandlung auf seinen Herrschaftssitz zurückgekehrte Hr. Niclaus sei mit jenem gefürchteten Aufriührer in geheimem Einverständniß und es werde in diesem Bezirk der längst angedrohte Aufriühr der Tvingherren und ihrer Herrschaftsleute gegen die Stadt organisirt?

Um nun jenen gefährlichen Menschen zur Haft zu bringen, schickte Schultheiß Ristler vermummte Stadtwächter nächtllicher Weile nach Worb, und als nun diese mit Gewalt in das Haus eindringen, in dem sich P. Dietrich aufhielt, entstand ein Geschrei, es seien Diebe und Mörder eingebrochen und die unerkannten Diener der Gerechtigkeit wurden trotz ihrer Protestationen von den zusammengelaufenen Dorfbewohnern so schrecklich durchgeprügelt, daß sie auf Tragbahren in die Stadt zurückgeschafft werden mußten. Dieser unglückliche Ausgang des allzusein angelegten Planes des Schultheißen rief nun gewaltigen Debatten in beiden Räten. Ristler drang auf exemplarische Bestrafung der meuterischen Worber und rieth zu den extremsten Maßregeln, wogegen sein prinzipieller Gegner, Seckelmeister Fränkli, das Ungefegliche und Unkluge der getroffenen Maßregeln mit siegreicher Beredsamkeit in's Licht stellte und warnte, daß man nicht durch unbesonnenes Dreinfahren die Gefahr eines allgemeinen Aufstandes, die man damit beseitigen wolle, gerade heraufbeschwöre. Frenkli war auf seinem Standpunkte auf vollkommen festem Rechtsboden und Ristler hatte sich einen Eingriff in die bestehenden Rechtsverhältnisse, die den Grundherren, und nicht dem Staate die Gerichtsbarkeit und das Verhaftungsrecht in ihrem Herrschaftsbezirke zuerkannten, zu Schulden kommen lassen. Allein bei diesem Anlasse, wo es dem Staate, oder was damals dasselbe war, der Stadt nicht zustehen sollte, auf einen gemeingefährlichen Menschen zu fahnden, weil er sich in den Schirm eines der Stadt abgeneigten Feudalherrn begeben hatte, offenbarte sich auf's neue die Unverträglichkeit der im Fortschritte der Zeit zum Bewußtsein gelangten Idee der Landeshoheit mit der hergebrachten Feudalwirthschaft und dem historischen Rechte. Die Nothwendigkeit einer Umgestaltung dieser Verhältnisse wurde denn auch später in dem Vergleich, der diesen Tvingherrnstreit beendigte, stillschweigend anerkannt und dem Staate hinfort das Recht eingeräumt, „der ihm zukommenden hohen

Gerichte wegen, alle übelthätig und verlümbdet Lüt in den niederen Gerichten zu greifen und mit ihnen zu handeln nach ihrem verdienen."

Bei dieser Gelegenheit glaubte ich den schon früher ausgesprochenen Wunsch auf's neue empfehlen zu sollen, daß doch dem für die Cultur- und Rechtsgeschichte Berns so hochwichtigen Documente, das uns in der Schrift Thüring Frickarts erhalten ist, im Original aber leider nicht mehr existirt, unter genauer Vergleichung der noch vorhandenen, unter sich nicht übereinstimmenden Abschriften mit möglichst treuer Wiedergabe seiner alten, naiven Sprache eine neue Ausgabe zu Theil werden möchte.

Da aus naheliegenden Gründen der Stoff zu ausführlichen Vorträgen, die stets eine längere Zeit der Vorbereitung und des Sammelns und Ausarbeitens der bezüglichen Materien erheischen, nicht immer bereit und vorhanden ist, so haben wir seit einigen Jahren einzelne Abende zu kleineren Mittheilungen und zum Ideenaustausch über wichtige historische Fragen verwendet. Um diesem Zweck zu genügen, lassen uns die interessanten Excerpte und die reiche Collectaneensammlung, die sich unser Hr. Staatschreiber während seiner langen archivalischen Laufbahn angelegt hat, sowie die litterarische Rührigkeit des Hrn. Dr. Hidber nicht leicht in Verlegenheit kommen. Unter manchem Interessanten, das uns von Hrn. v. Stürler mitgetheilt wurde, erregte besonders eine Correspondenz der Regierung mit Hrn. von Voltaire die allgemeine Heiterkeit der Versammlung. Voltaire hatte sich in einer höflichen Zuschrift die Ehre ausbebeten, seine neueste Tragödie, *la mort de César*, Mn. Gnäd. Herren zu dediciren. Diese Zumuthung, ihren Namen einem Stück vorsetzen zu lassen, dessen Inhalt unbekannt, vielleicht auf irgend eine Art compromittirend sein könnte, versetzte leurs Excellences in nicht geringe Verlegenheit. Nach reiflicher Ueberlegung wurde beschlossen, diese Ehre abzulehnen und dem Stadtschreiber Groß überlassen, irgend einen plausiblen Grund für diese

Ablehnung aufzufinden. Der gute Mann wußte keinen besseren zu finden, als daß Voltaire in der Titulatur sich nicht an die üblichen Formen gehalten hätte. In seiner Antwort, in der nun freilich mit den Ehrentiteln nicht gezeigt wurde, gab Voltaire zu verstehen, daß es ihm eigentlich mit seiner Bitte um eine *captatio benevolentiae* zu thun gewesen sei; er wünschte nämlich bei der Regierung die Erlaubniß auszuwirken, seine Werke in Lausanne drucken zu lassen; daher wiederholte er sein Ansuchen. Nun neue Berathungen, fruchtlose Erkundigungen bei dem in Preußen angestellten General Lentulus und endlich der wiederholte Auftrag an den unglücklichen Stadtschreiber, das Gesuch in möglichst schonender Weise noch einmal abzulehnen. Das Concept dieses Antwortschreibens ist noch vorhanden und seine übersfließende Höflichkeit und geschraubten Wendungen zeigen sattsam, welches saure Stück Arbeit man dem armen Manne zugemuthet hatte.

Von tieferer historischer Bedeutung war eine andere Mittheilung, die wir ebenfalls Hrn. v. Stürler zu verdanken hatten. Es war dies der geschichtliche Theil eines Gutachtens, das derselbe über die Rechtsverhältnisse des vormaligen Herrschaftswaldes von Kramburg verfaßt hatte. Die Herrschaft Kramburg gibt ein äußerst klares Bild der allmäligen Gestaltung der Agrarverhältnisse unseres Landes von der Besitzergreifung desselben durch die germanischen Eroberer bis auf die neueste Zeit. Ursprünglich ein Herrschaftshof, umgeben von sechs Lehnhöfen, ist mit der Zeit die Herrschaft verschwunden und sechs unabhängige Dörfer sind an ihre Stelle getreten. Seit dem Aussterben der uralten Freiherren von Kramburg im J. 1355 war nämlich erst das Johanniterhaus Buchsee Eigenthümerin der Herrschaft und blieb es bis auf die Reformation. Da trat die Stadt Bern an die Stelle der geistlichen Herren, aber unter der milden Herrschaft dieser letzteren hatten die ehemaligen Hofleute und Lehensbesitzer sich auf dem Ihrigen so gut einzurichten ver-

standen, daß für den Staat am Ende gar nichts übrig blieb, und die ursprünglichen Leibeigenen die Herren des Landes geworden waren. Für Juristen war in dieser Arbeit des Hrn. Staatschreibers von besonderem Interesse die Entwicklung der Nutzungsverhältnisse von Holz und Feld, die bei diesem Anlaß des Näheren beleuchtet wurden.

Als Gegenstände, die noch in derselben Sitzung zur Sprache kamen und in culturhistorischer Beziehung nicht ohne Interesse waren, erwähne ich nur flüchtig 1) das Testament des bern. Reformators Berth, Haller, worin er für seine kinderlose Gattin Fürsorge trifft, die ihn denn auch wirklich um volle 35 Jahre überlebt hat. Ihre Abkunft wurde mit Wahrscheinlichkeit auf den letzten Abt v. Trub, Joh. Ruff, zurückgeführt. 2) Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts einen Auszug aus dem Hausbuche Franz Ludwigs v. Erlach, Schultheißen und Herrn zu Spiez, der die ihm bei Anlaß einer in seinem Stalle ausgebrochenen Viehseuche von der ganzen Nachbarschaft bewiesene Theilnahme bezeugt. Hrn. v. Stürler verdankte übrigens die Versammlung schon in einer der ersten Sitzungen die dreifache, erfreuliche Anzeige 1) von dem Erscheinen des 5. Bandes der Trouilat'schen Urkundensammlung des Bisthums Basel von Herrn Decan Bautrety in Bruntrut, das 15. Jahrhundert umfassend, zugleich; daß die Fortsetzung des Werks mit Staatsunterstützung gesichert sei; 2) von dem begonnenen Druck der Urkundensammlung des alten Kantonstheils, der Fontes Rerum Bernensium; und 3) von einer unter der Presse liegenden revidirten Ausgabe der Uebersicht bernischer Rechtsquellen von Hrn. Prof. Schnell in Basel, bei welchem für bernische Rechtsgeschichte wichtigen Werke sich unsere Regierung durch eine Subscription auf 250 Exemplare betheiligt habe. Die Veröffentlichung der wichtigsten Rechtsquellen selbst sei vom schweizerischen Juristenverein in der von ihm besorgten Zeitschrift in Aussicht gestellt.

Sowie die Reihe unserer Sitzungen mit einer archäologischen Notiz von Seite unseres Vereinsbibliothekars er-

öffnet worden war, so schloß sie mit einer in dasselbe Gebiet einschlagenden Mittheilung des Hrn. Bibliothekars der allgemein schweiz. geschichtsforschenden Gesellschaft. Herr Dr. Sidber brachte uns aus den „Publications der k. k. Centralcommission zu Erforschung und Erhaltung der Denkmäler“ die Abbildung und Beschreibung eines unlängst aufgefundenen Reliefs in Stein, das einen sehr hübschen, aus einer Lilie hervorstachsenden Frauenkopf darstellt. Derselbe wurde als das Bild einer Geliebten Kaiser Karls V., Barbara Blomberg aus Regensburg, erkannt, die dem berühmten Seehelden *Don Juan d'Austria* das Leben gab, dann an einen Hofbedienten verheirathet in den Niederlanden gestorben ist.

Eine andere interessante Mittheilung des Hrn. Sidber betraf das Archiv der Abtei St. Maurice, dessen noch wenig bekannte Schätze jetzt durch einen gelehrten Franzosen veröffentlicht werden sollen, freilich nicht nach den Originallien selbst, sondern nur aus den Documentenbüchern; und da es überhaupt in Frage stehe, ob der Herausgeber die zu einer solchen Arbeit erforderlichen Spezialkenntnisse besitze, so sei es mindestens zweifelhaft, ob das Endergebniß dieser Publication nach allen Seiten hin zur Befriedigung ausfallen werde.

Damit, H. H., will ich meinen diesjährigen Bericht schließen. Aus der Uebersicht, die ich Ihnen von den Leistungen des verflossenen Jahres zu geben versucht habe, werden Sie, H. H., nicht ohne Befriedigung wahrgenommen haben, daß sich in unserer Mitte die alte Garde noch immer wacker hält und unserem Vereine das Centrum seiner Lebenskraft noch ungeschwächt ist. Möge der heutige Tag mit dazu beitragen, dieselbe zu erfrischen, und durch den Zusatz neuer, jugendlicher Kräfte vor dem Absterben und dem Marasmus des Alters bewahren! Ich erkläre noch einmal die Versammlung eröffnet!
